

Bern vom Rosengarten aus

Autor(en): **Schweizer, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 27

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643737>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gegenen kann, ohne daß er ein paar Ohrfeigen bezieht. An sich — sehen Sie, ich habe im Augenblick leider beruflich nichts zu tun, ich bin Elektroingenieur, die letzte Kraftanlage, die ich droben in den Bergen baute, ist fertig — ich bin schon zu einer Aktion, zu einem kleinen Privatkrieg, gestimmt, auch der Kabassafal wäre mir als Gegner recht. Aber der Frau darf um keinen Preis etwas geschehen!“

Djavid Bey lächelte, denn Bubenberg hatte ihm das Stichwort gegeben:

„Ich habe Ihnen ersichert, daß wir keinen Gewaltakt gegen den Pascha unternehmen wollen. Es wäre nichts dümmers als dies. Ihn von hier aus zu beobachten, wäre auch uninteressant. Was er macht, wissen wir. Seine Beziehungen zu den Regierungen liegen offen. Er verfolgt uns, nicht wir ihn. Auch für mich handelt es sich . . . Bedor ich weiter spreche, muß ich Sie bitten, mir Ihr Wort darauf zu geben, daß alles in diesen vier Wänden bleibt. Ich weiß, daß das Wort eines Schweizers noch etwas gilt.“

Bubenberg drückte ihm die Hand. Er fuhr fort:

„Für uns Türken ist es besonders schwer, über die Frau eines anderen zu sprechen, weil wir trotz aller politischen Fortschrittlichkeit von unseren Anstandsbegriffen nicht loskommen. Bei uns existiert eine Frau nur für ihren Mann. Sie erscheint in keiner Gesellschaft, sie geht nur in dringenden Fällen und in Begleitung aus dem Hause. Es gilt als Beleidigung, einen

Mann nach dem Befinden seiner Frau zu fragen. Und trotzdem handelt es sich für mich in diesem Falle nicht um den Kabassafal, sondern um seine Frau.“

Bubenberg unterbrach ihn, um ihm auch etwas über Anstandsbegriffe zu sagen und zu versichern, daß er nicht gewillt sei, über diese Frau eine Indiskretion zu hören und noch weniger ihr Vorschub zu leisten.

Aber auch diese Aufwallung war Djavid nur angenehm.

„Ich bitte mich nicht mißverstehen zu wollen. Sie werden schon gehört haben, daß die Frau des Kabassafal eine Tochter Abdul Hamids ist. Abdul Hamid hatte viele Frauen und viele Kinder. Wir Türken kennen, wenigstens bei den Frauen, ebenso wenig wie Sie die Vorurteile und den Begriff des prinziplichen Gebütes. Mirimah ist lediglich deshalb für uns von politischer Wichtigkeit, weil sie vielleicht im gegebenen Moment der einzige Weg ist, unsere Gedankengänge bis zu Abdul Hamid selbst zu leiten.“

Von dem, was unsere Zensur in der Türkei leistet, können Sie sich keinen Begriff machen. Um von Ihrem Beruf ein Beispiel zu geben: Das Wort Elektrizität gibt es bei uns nicht. Der Sultan hat Angst vor dieser unsichtbaren, seinem Leben vielleicht einmal gefährlich werdenden Kraft. Es gibt in der Millionenstadt Konstantinopel kein Telephon, kein elektrisches Licht, keine Straßenbahn. Ein Buch, in dem das Wort vorkommt, wird konfisziert.“

Fortsetzung folgt.

Bern vom Rosengartenhaus.

Durchs Tor hindurch! Die Ferne blank und klar.
Tief unter mir im Grunde liegt die Stadt.
Sie ballt gleich einer aufgeregten Menge
Zackig und giebelspitz die Dächerschar
Bernäueln wirr in eiferndem Gedränge.
Wie Hut bei Hut, so Dach zu Dach gereiht,
Auf allen Wegen strömen sie heran;
Umwölben dicht die schmalen Straßenzüge,

Kauernde Masse von Alltäglichkeit,
Gepfercht und gleichgemacht im Steingefüge.
Doch stolz beherrschend in das Bild gestellt,
Steilt sich das Münster frei und kühn herauf,
Ahnung und Zeichen einer andern Welt.
Es wächst aus der Gebundenheit der Mauern
Wie schwerelos empor zum Himmel auf —
Enge und Drang des Tages zu überdauern.

Walter Schweizer.

Der Unbekannte

Von Otto Zinniker.

Eines Tages geschah etwas, das die Bewohner des Städtchens mit geheimer Scheu erfüllte: Es wurde die Leiche eines Mannes aus der Aare gezogen. Solange der Unbekannte in der Totenkammer aufgebahrt blieb, ging ein Fragen und Klüffern um, das wie ein Bächlein durch die Straßen und über die Türschwelle lief.

Wer war der Tote?

Keiner wußte es. Die einen behaupteten, es handle sich um einen Obdachlosen, den sie zuweilen beim Betteln getroffen hätten; andere sagten, er stamme aus einer Stadt weiter oben am Flusse, das Wasser hätte ihn hergeschwemmt. Aber es war nichts Gewisses in Erfahrung zu bringen, es fehlten die leisesten, kleinsten Anhaltspunkte, es waltete Geheimnis vor.

Am Dienstag läutete zu ungewohnter Stunde die Totenglocke. Es galt der Bestattung des Unbekannten. Kein Leichenzug begleitete ihn zum Grabe; niemand beweinte den von den Menschen Verlassenen; weder Verwandte noch Bekannte, weder Freunde noch Berufskollegen hatten sich zur Beerdigung eingefunden. Die amtliche Ausschreibung hatte keinen von ihnen zu erreichen vermocht. Herkunft, Name, Alter und irdische Laufbahn des Toten waren in rätselhaftes Dunkel gehüllt. Und ob der Fremde, der Findling, der Niemandstote einem Unfall zum Opfer gefallen, ob er aus Verzweiflung, Not oder Elend selbst hinübergewandert war, oder ob ein Verbrechen vorlag — geheimnisvoll und dunkel blieb auch dies.

Auf dem kurzen Wege zur Totenkammer bis zum Grabe folgte einzig der Pfarrer des Städtchens dem rohgezimmerten,

schmucklosen Sarge. Aber als der Namenlose in die Grube hinuntergelassen wurde, trat wie zufällig, mit dem Hut in der Hand, Architekt Ringeisen, ein Mann in den Vierzig, wegen seiner Tüchtigkeit einer der angesehensten Bewohner des Ortes, herzu. Wiederum wie zufällig hemmte er am offenen Grab seinen Schritt, lauschte andächtig, mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, dem Gebet des Geistlichen, und als die ersten lehmigen Brocken auf den Sarg hinunterfollerten, warf er dem Toten einen grünen Zweig hinab, den er von einem Strauch gebrochen hatte. Von Architekt Ringeisen ging die Rede, daß er im Straßengraben zur Welt gekommen sei. Tatsache war, daß er, früh auf sich selber angewiesen, die peinliche Umklammerung des niedrig Geborenen gesprengt und aus eigener Kraft aus der Beschattung ins Helle reinen Menschentums gedrungen war. Hundertmal war ihm durch Zuträgerei die Schandē seines Erzeugers ins Ohr geflüstert worden; in hundert Variationen hatte er von ihm gehört: als Nichtsnutz, der seine Braut im Stiche gelassen; als liederlicher Kumpan, der das Geld seiner Eltern vertan; als Bruder Lustig, der Gekühftigkeit nur am Jaktisch bewiesen; als Trunkenbold und Messerstecher, der im grünen Wagen im Land herumgefahren . . .

Ein Berufsmter, dem Ringeisen in den vierzig Jahren seines Lebens nie begegnet war.

Aber nun stand Architekt Ringeisen am Grabe des namenlosen, des unbekanntes Toten. Durch irgendein Zeichen war er mitten in der Arbeit angerufen worden; er hatte den Anruf als Mahnung und Auftrag empfunden, an der Bestattung des Findlings und Niemandmannes teilzunehmen. Und da war er, werktätlich gekleidet, zum Friedhof hinausgewandert. Behmütig lächelnd, mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Sehnsucht nach